

HEYNE <

# NICHOLAS SPARKS

Roman

Das Schweigen  
des Glücks



NICHOLAS SPARKS

# Das Schweigen des Glücks

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Susanne Höbel

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe A WALK TO REMEMBER erschien bei Warner Books, New York

Vollständige deutsche Ausgabe 03/2009  
Copyright © 2000 by Nicholas Sparks Enterprises, Inc.  
Copyright © 2000 der deutschen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

ISBN 978-3-641-06007-7  
V003

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)  
[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

## **Zum Buch**

Denises Leben dreht sich einzig und allein um ihren fünfjährigen Sohn Kyle, der unter einer unbekanntem Form des Autismus leidet, die mit einer schweren Sprachstörung einhergeht. Während eines Unwetters hat Denise einen Autounfall. Als sie wieder zu Bewusstsein kommt, bemerkt sie zu ihrem Entsetzen, dass Kyle verschwunden ist. Die Katastrophe scheint perfekt, denn Kyle kann sich selbst nicht bemerkbar machen. Denise ist außer sich – doch sie ist verletzt und kann nichts unternehmen. Als sie ins Krankenhaus eingeliefert wird, rettet der Feuerwehrmann Taylor ihren Sohn. Und das ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft. Taylor erobert das Herz des Kleinen im Sturm – und ebenso schnell das von Denise. Nach langer Zeit ist Denise endlich wieder dazu imstande, die Nähe zu einem Mann zuzulassen. Es entwickelt sich eine zarte Liebe zwischen den beiden. Doch innerlich scheint Taylor davor zurückzuschrecken, sich wirklich zu binden und die Verantwortung für eine gemeinsame Zukunft zu übernehmen ...

## **Zum Autor**

Nicholas Sparks, 1965 in Nebraska geboren, lebt mit seiner Frau und den fünf Kindern in North Carolina. Mit seinen gefühlvollen Romanen, die ausnahmslos die Bestsellerlisten eroberten und weltweit in 46 Ländern erscheinen, gilt Sparks als einer der meistgelesenen Autoren der Welt. Mehrere seiner Bestseller wurden erfolgreich verfilmt. Seine bisherigen Bücher sind alle bei Heyne erschienen.

# Inhaltsverzeichnis

*[Prolog](#)*

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

*[Epilog](#)*

*Dieses Buch ist Pat und Billy Mills  
in Liebe gewidmet.  
Ihr habt mein Leben bereichert.  
Ich danke euch für alles.*

## ***Prolog***

**S**päter sollte das Unwetter als eines der heftigsten in die Geschichte North Carolinas eingehen. Da es sich 1999 ereignete, betrachteten es einige der zum Aberglauben neigenden Einwohner als Omen – als Anzeichen, dass das Ende der Welt nahte. Andere schüttelten einfach den Kopf und sagten, sie hätten immer gewusst, dass sich so etwas früher oder später ereignen würde. Insgesamt wurden neun Wirbelstürme gezählt, die an dem Abend im Osten des Staates wüteten und an die dreißig Häuser zerstörten. Telefonleitungen lagen in wildem Gewirr auf den Straßen, aus Transformatoren zuckten Flammen, ohne dass jemand etwas dagegen tat. Tausende von Bäumen wurden umgerissen, Springfluten überschwemmten die Ufer der drei größten Flüsse, und ganze Lebensläufe wurden durch ein jähes Aufbäumen der Natur aus der Bahn geworfen.

Es hatte ganz unvermittelt begonnen. In einem Moment war es bewölkt und dunkel, aber im Rahmen des Normalen; im nächsten Moment fuhren aus dem fröhsommerlichen Himmel Blitze hernieder, Sturmböen tobten und sintflutartige Regenfälle gingen zu Boden. Die Front war aus dem Nordwesten herangezogen und durchquerte den Staat mit einer Geschwindigkeit von fast vierzig Meilen in der Stunde. Plötzlich brachten die Radiosender Warnungen und berichteten über das Ausmaß des Unwetters. Wer konnte, suchte Schutz im Haus, aber wer mit dem Auto unterwegs war, wie Denise Holton, dem war diese Möglichkeit versagt. Sie war mitten in das Gewitter geraten und hatte keine andere Wahl als weiterzufahren. Zwischendurch regnete es so heftig, dass die Autos die Geschwindigkeit auf fünf Meilen pro Stunde drosseln mussten. Denise hielt das Steuerrad umklammert, die Fingerknöchel traten weiß hervor, und ihr

Gesicht war starr vor Konzentration. Manchmal war es unmöglich, den Straßenverlauf durch die Windschutzscheibe zu erkennen, aber anzuhalten würde die sichere Katastrophe bedeuten, weil hinter ihr andere Autos fuhren, die ihren Wagen nicht rechtzeitig erkennen würden. Sie streifte sich den Schulterriemen ihres Sicherheitsgurtes über den Kopf ab und beugte sich angestrengt über das Steuerrad, um die durchbrochene Linie auf der Fahrbahn auszumachen. Hin und wieder sah sie einen Streifen. Zeitweise hatte sie das Gefühl, sich allein von ihrem Instinkt leiten zu lassen, weil einfach nichts zu sehen war. Wie eine Meereswelle ergoss sich der Regen über ihre Windschutzscheibe und verschleierte den Blick fast vollständig. Ihr kam es vor, als nützten die Scheinwerfer rein gar nichts. Am liebsten hätte sie gehalten, aber wo? Wo wäre sie sicher? Auf dem Randstreifen? Die anderen Fahrer hatten auch alle Mühe, die Spur zu halten, sie sahen genauso wenig wie Denise. Spontan entschied sie sich weiterzufahren – das schien ihr allemal sicherer. Ihre Augen sprangen von der Fahrbahn zu den Rücklichtern der Wagen vor ihr und zum Rückspiegel ; sie hoffte und betete, alle anderen würden das auch so machen und fortwährend nach Orientierungspunkten suchen, welcher Art auch immer.

Und dann, ebenso plötzlich, wie alles begonnen hatte, ließ das Unwetter nach und man konnte wieder sehen. Sie vermutete, dass sie den Rand der Wetterfront erreicht hatte. Die anderen Fahrer kamen offenbar zu dem gleichen Schluss. Trotz der vom Regen glitschigen Fahrbahn beschleunigten sie und versuchten, dem Unwetter davonzufahren. Auch Denise beschleunigte und hielt das Tempo. Zehn Minuten später – der Regen hatte nicht aufgehört, ließ aber immer mehr nach – warf sie einen Blick auf die Benzinanzeige und spürte, wie sich ihr Magen zusammenkrampfte. Sie würde bald anhalten müssen. Das Benzin reichte nicht für den Rest des Weges nach Hause.

Minuten vergingen.

Der Verkehr nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Es war Neumond und praktisch stockdunkel. Sie warf wieder einen Blick auf das Armaturenbrett. Die Nadel auf der Benzinanzeige zitterte tief im rot schraffierten Bereich. Obwohl sie den Vorsprung vor dem Unwetter halten wollte, drosselte sie die Geschwindigkeit und hoffte, dadurch Benzin zu sparen. Sie hoffte, es würde reichen. Sie hoffte, dem Unwetter voraus bleiben zu können.

Die anderen Autos fingen an zu rasen und spritzten riesige Fontänen gegen ihre Windschutzscheibe, ihre Scheibenwischer sausten hin und her. Sie fuhr und fuhr.

Weitere zehn Minuten vergingen, bevor sie erleichtert aufatmete. Eine Tankstelle, weniger als eine Meile vor ihr, so zeigte das Schild es an. Sie setzte den Blinker, wechselte die Fahrbahn, ordnete sich rechts ein und fuhr ab. An der ersten Tanksäule, die in Betrieb war, hielt sie an.

Sie hatte es geschafft, aber sie wusste, das Unwetter war ihr auf den Fersen. Es würde innerhalb der nächsten Viertelstunde hier sein, wenn nicht eher. Sie hatte Zeit, aber nicht allzu viel.

So schnell sie konnte, füllte sie den Tank, dann half sie Kyle aus seinem Kindersitz und nahm ihn an die Hand, als sie zum Bezahlen gingen; Denise bestand darauf, weil so viele Autos an der Tankstelle waren. Kyle war kleiner, als der Türgriff hoch war. Als sie eintraten, merkte sie, wie voll es war. Anscheinend hatten alle auf dem Highway die gleiche Idee gehabt - *schnell tanken, bevor es zu spät ist*. Denise nahm eine Dose Cola light aus dem Regal, ihre dritte an dem Tag, und suchte in den Kühlschränken hinten an der Wand nach einer Erdbeermilch für Kyle. Es wurde spät und Kyle trank gern Milch vor dem Einschlafen. Vielleicht schaffte sie es, das Unwetter hinter sich zu lassen, und er würde den Rest des Weges schlafen.

An der Kasse war sie die Fünfte in der Schlange. Die Leute vor ihr sahen ungeduldig und müde aus, als könnten sie nicht verstehen, warum es um diese Tageszeit so voll sein

musste. Fast schien es, als hätten sie das Unwetter vergessen, aber der Ausdruck in ihren Augen sagte ihr, dass dies nicht der Fall war. Alle standen unter Anspannung. *Beeilt euch*, sagten ihre Mienen, *wir müssen weiter*.

Denise seufzte. Sie spürte die Verkrampfung in ihrem Nacken und lockerte die Schultern. Viel half es nicht. Sie machte die Augen zu, rieb sich die Lider und machte die Augen wieder auf. Im Gang hinter sich hörte sie, wie eine Mutter mit ihrem kleinen Sohn stritt. Denise warf einen Blick über die Schulter. Der Junge schien ungefähr im gleichen Alter wie Kyle, viereinhalb oder so. Seine Mutter wirkte so gereizt, wie Denise sich fühlte. Sie hielt ihren Sohn fest am Arm. Der Junge stampfte mit dem Fuß auf.

»Ich will aber ein Stück Kuchen!«, jaulte er.

Seine Mutter blieb fest. »Ich habe nein gesagt. Du hast heute schon genug Süßes gegessen.«

»Aber du holst was für dich!«

Denise drehte sich wieder nach vorn. Die Schlange war nicht vorgerückt. Wieso dauerte das nur so lange? Sie reckte den Hals und versuchte, um die vor ihr Stehenden herum zu erkennen, was los war. Anscheinend war die Kassiererin dem Ansturm nicht gewachsen und alle Kunden vor ihr wollten mit Kreditkarte bezahlen. Wieder verging eine Minute, ein Kunde war fertig. Dann stellte sich die Mutter mit ihrem Sohn hinter Denise an, der Streit ging weiter.

Denise legte Kyle eine Hand auf die Schulter. Er trank seine Milch durch einen Strohhalm und stand still neben ihr. Sie konnte nicht umhin, den Streit hinter sich mitzuhören.

»Bitte, Mom!«

»Wenn du nicht aufhörst, fängst du dir eine! Wir haben keine Zeit für so was.«

»Aber ich hab Hunger.«

»Dann hättest du deinen Hot Dog essen sollen.«

»Ich wollte aber keinen Hot Dog.«

Und so ging es weiter. Nach drei weiteren Kunden stand Denise endlich vor der Kasse, öffnete ihr Portemonnaie und bezahlte bar. Sie hatte eine Kreditkarte für Notfälle, benutzte sie aber so gut wie nie. Die Kassiererin tat sich offensichtlich schwerer damit, Wechselgeld abzuzählen, als Kreditkarten durch den Scanner zu ziehen. Immer wieder sah sie auf die Rückgeldanzeige und rechnete mühsam den korrekten Betrag aus. Der Streit zwischen Mutter und Sohn ging unvermindert weiter. Schließlich nahm Denise ihr Wechselgeld entgegen, steckte ihr Portemonnaie ein und wandte sich zur Tür. Sie wusste, wie angespannt alle an einem Abend wie diesem waren, und sah die Mutter hinter sich mit einem Lächeln an, als wollte sie sagen: *Kinder machen einem das Leben manchmal richtig schwer, nicht wahr?*

Die Frau verdrehte zur Antwort die Augen. »Sie Glückliche«, sagte sie.

Denise sah sie verdutzt an. »Wie bitte?«

»Ich meinte, Sie Glückliche.« Mit dem Kopf deutete sie auf ihren Sohn. »Der hier hält nicht fünf Minuten den Mund.«

Denise senkte den Blick, nickte mit zusammengepressten Lippen, drehte sich um und ging. Trotz der Anspannung, die das Wetter verursachte, trotz der langen Fahrt und der vielen Stunden, die sie in dem Zentrum für Verhaltensforschung verbracht hatte, kreisten ihre Gedanken nur um Kyle. Auf dem Weg zur Tür hätte Denise am liebsten geweint.

»Nein«, flüsterte sie, »die Glückliche sind Sie.«

# ***Kapitel 1***

**W**arum war alles so gekommen? Warum hatte es von allen Kindern Kyle getroffen?

Nach dem Tanken fuhr Denise wieder auf den Highway, sie hatte immer noch einen Vorsprung vor dem Unwetter. In den nächsten zwanzig Minuten regnete es weiter, zwar nicht wolkenbruchartig, aber doch kräftig. Sie sah zu, wie die Scheibenwischer das Wasser zur einen, dann zur anderen Seite schoben, und fuhr weiter in Richtung Edenton, North Carolina. Ihre Cola light hatte sie zwischen der Handbremse und dem Fahrersitz eingeklemmt, und obwohl sie wusste, dass es ihr nicht gut tat, trank sie den Rest aus und wünschte sich auf der Stelle, sie hätte noch eine Dose gekauft. Sie hoffte, das zusätzliche Koffein würde sie wach halten und ihre Aufmerksamkeit von Kyle auf das Fahren lenken. Aber Kyle war immer da.

Kyle. Was konnte sie da sagen? Einst war er Teil von ihr gewesen, ab der zwölften Woche hatte sie seinen Herzschlag gespürt, in den letzten fünf Monaten ihrer Schwangerschaft konnte sie seine Bewegungen in sich fühlen. Nach der Geburt, noch im Kreißsaal, hatte sie ihn angesehen und war überzeugt, dass es auf der Welt nichts Schöneres gab. Das Gefühl war unverändert geblieben, obwohl sie keineswegs eine perfekte Mutter war. Inzwischen gab sie sich einfach allergrößte Mühe, nahm das Gute mit dem Schlechten und erfreute sich an den kleinen Dingen. Bei Kyle waren sie manchmal schwer zu finden.

In den letzten vier Jahren hatte sie sich bemüht, Geduld mit ihm zu haben, aber das war nicht immer leicht. Einmal, als er noch kaum laufen konnte, hatte sie ihm mit der Hand den Mund zugehalten, um sein Schreien zu unterdrücken, aber das war, nachdem er die ganze Nacht wach gewesen

war und fünf Stunden lang geschrien hatte; und es gibt überall auf der Welt erschöpfte Eltern, die ein solches Fehlverhalten verzeihen würden. Danach hatte sie jedoch versucht, ihre Gefühle unter Kontrolle zu halten. Wenn sie merkte, dass sie an ihre Grenzen gelangte, zählte sie langsam bis zehn, bevor sie handelte, und wenn das nichts nützte, verließ sie das Zimmer, um ihre Fassung wieder zu gewinnen. Normalerweise half das, aber es war ein Segen und zugleich ein Fluch. Es war ein Segen, weil sie wusste, dass Geduld nötig war, wenn sie Kyle helfen wollte; es war ein Fluch, weil sie so ihre Fähigkeit als Mutter dauernd in Frage stellte.

Kyle kam auf den Tag genau drei Jahre nachdem ihre Mutter an einem Blutgerinnsel im Gehirn gestorben war, zur Welt, und obwohl sie normalerweise nicht an Zeichen glaubte, konnte sie es dennoch nicht als Zufall betrachten. Kyle, dessen war sie sicher, war ein Geschenk Gottes. Kyle, das wusste sie, war ihr als Ersatz für ihre Familie geschickt worden. Außer ihm hatte sie niemanden auf der Welt. Ihr Vater war gestorben, als sie vier war, sie hatte keine Geschwister, alle ihre Großeltern waren tot. Kyle war der Einzige, auf den sie all die Liebe, die sie zu geben hatte, richtete. Aber das Schicksal ist undurchschaubar, das Schicksal ist nicht vorhersehbar. Obwohl sie Kyle mit Zuneigung überschüttete, war es doch nicht genug. Jetzt führte sie ein Leben, das sie sich so nicht vorgestellt hatte, ein Leben, in dem sie Kyles tägliche Fortschritte sorgfältig in einem Heft vermerkte. Jetzt führte sie ein Leben, das allein ihrem Sohn gewidmet war. Kyle beklagte sich natürlich nicht darüber, wie sie die Tage verbrachten. Kyle war anders als andere Kinder, er beklagte sich nie über etwas. Sie warf einen Blick in den Rückspiegel.

»Woran denkst du, Schatz?«

Kyle sah dem Regen zu, der an die Scheibe gedrückt wurde, den Kopf zur Seite gedreht, seine Decke auf dem

Schoß. Er hatte nichts gesagt, seit sie im Auto saßen, und beim Klang ihrer Stimme wandte er den Kopf.

Sie wartete auf seine Antwort. Es kam keine.

Denise Holton lebte in einem Haus, das einst ihren Großeltern gehört hatte. Nach deren Tod hatte ihre Mutter es geerbt und schließlich war es an Denise übergegangen. Es war nichts Besonderes – ein kleines, windschiefes Haus auf drei Hektar Land, das in den zwanziger Jahren gebaut worden war. Die beiden Schlafzimmer und das Wohnzimmer waren so schlecht nicht, aber die Küche bedurfte dringend einer neuen Ausstattung und das Badezimmer hatte keine Dusche. Die Holzböden der vorderen und hinteren Veranda hingen durch und ohne den tragbaren Ventilator hätte sie manchmal das Gefühl, sie würde bei lebendigem Leibe gebraten. Aber da sie mietfrei wohnen konnte, war es genau das, was sie brauchte. Seit drei Monaten war es ihr Zuhause.

In Atlanta zu bleiben, wo sie aufgewachsen war, wäre unmöglich gewesen. Nach Kyles Geburt hatte sie das Geld, das ihre Mutter ihr hinterlassen hatte, gebraucht, um bei ihm zu Hause zu bleiben. Damals hatte sie geglaubt, es sei eine zeitlich begrenzte Arbeitspause. Wenn er ein bisschen älter war, so ihr Plan, wollte sie wieder als Lehrerin arbeiten. Das Geld würde ihr ausgehen und dann würde sie ihren Lebensunterhalt selbst verdienen müssen. Außerdem hatte ihr das Unterrichten großen Spaß gemacht. Schon nach einer Woche hatte sie ihre Schüler und Kollegen vermisst. Inzwischen waren Jahre vergangen, sie war immer noch zu Hause mit Kyle und die Welt der Schule war nichts weiter als eine vage und ferne Erinnerung, eher ein Traum als etwas Wirkliches. Sie konnte sich an keine Unterrichtsstunde, an den Namen keiner ihrer Schüler mehr erinnern. Wenn sie es nicht genau wüsste, würde sie steif und fest behaupten, sie hätte nie als Lehrerin gearbeitet.

Die Jugend hält das Versprechen des Glücks bereit, aber das Leben die Wirklichkeit der Trauer. Ihr Vater, ihre Mutter, ihre Großeltern – alle tot, bevor sie selbst einundzwanzig war. In dem Alter war sie bei fünf verschiedenen Bestattungsinstituten gewesen, aber laut Gesetz war sie nicht alt genug, um in eine Bar zu gehen und in ihrem Kummer ein Gläschen zu trinken. Sie hatte mehr als ihren Anteil an Traurigkeit erlebt, aber Gott, so schien es, konnte es dabei nicht bewenden lassen. Wie die Qualen des Hiob hörten auch ihre nicht auf. »Ein ihrem Bildungsniveau entsprechender Lebensstandard?« *Vorbei.* »Freunde von früher?« *Man muss sie hinter sich lassen.* »Eine befriedigende Arbeit?« *Zu viel verlangt.* Und Kyle, der süße, wunderbare Junge, für den sie all dies auf sich nahm – in vielerlei Hinsicht war er immer noch ein Geheimnis für sie.

Statt als Lehrerin zu arbeiten, bediente sie abends in einem Diner mit dem Namen »Eights«, einem gut besuchten Lokal am Ortsausgang von Edenton. Der Besitzer, Ray Toler, war ein Schwarzer um die sechzig, der das Lokal seit dreißig Jahren führte. Er und seine Frau hatten sechs Kinder großgezogen, die alle auf dem College gewesen waren. Kopien ihrer Abschlusszeugnisse hingen an der Wand und alle, die dort essen gingen, wussten darüber Bescheid. Dafür sorgte Ray. Er sprach auch gern über Denise. Sie war die Einzige, so erzählte er oft, die mit ihrer Bewerbung einen Lebenslauf eingereicht hatte.

Ray verstand, was es bedeutete, arm zu sein, er war ein Mann, der Freundlichkeit zeigen konnte und der wusste, wie schwer das Leben für alleinerziehende Mütter war. »Hinter der Gaststube ist ein kleines Zimmer«, sagte er, als er sie einstellte. »Sie können Ihren Sohn mitbringen, solange er Ihnen nicht zwischen den Füßen rumläuft.« Tränen traten ihr in die Augen, als er ihr das Zimmer zeigte. Es standen zwei Betten darin, es gab ein Nachtlicht, es war ein Raum, in dem Kyle sicher schlafen konnte. Als sie am nächsten Abend mit ihrer Schicht anfang, legte sie Kyle in dem kleinen Zimmer

schlafen; Stunden später lud sie ihn in ihr Auto und nahm ihn mit nach Hause. Seitdem hatte sich an diesem Ablauf nichts geändert.

Sie arbeitete an vier Abenden in der Woche eine Fünf-Stunden-Schicht und verdiente kaum genug, um davon zu leben. Vor zwei Jahren hatte sie ihren Honda verkauft und einen alten, aber zuverlässigen Datsun angeschafft und mit dem Differenzbetrag ihre Kasse aufgebessert. Dieses Geld, sowie alles, was ihre Mutter ihr hinterlassen hatte, war inzwischen längst ausgegeben. Sie war Meisterin im Haushalten, Meisterin im Sparen geworden. Seit dem vorletzten Weihnachten hatte sie sich keine neuen Kleider gekauft; ihre Möbel waren zwar ordentlich, aber sie stammten aus einem anderen Leben. Sie abonnierte keine Zeitschriften, sie hatte kein Kabelfernsehen, ihre Stereoanlage war ein altes Gerät aus Collegezeiten. Der letzte Film, den sie im Kino gesehen hatte, war »Schindlers Liste«. Sie führte selten Ferngespräche mit ihren Freunden. Sie hatte 238 Dollar auf der Bank. Ihr Auto war neunzehn Jahre alt und hatte so viele Meilen auf dem Buckel, dass es fünfmal dem Erdumfang entsprach.

Nichts von alledem war jedoch wichtig. Allein Kyle war wichtig.

Aber noch nie hatte er ihr gesagt, dass er sie liebte.

Wenn Denise nicht im Diner arbeitete, saß sie abends gewöhnlich in dem Schaukelstuhl auf der hinteren Veranda mit einem Buch auf dem Schoß. Sie las gern draußen, wo das an- und abschwellige Zirpen der Zikaden beruhigend war in seiner Monotonie. Ihr Haus war umgeben von Eichen und Zypressen und Hickorynussbäumen, die alle dicht mit Louisianamoos bewachsen waren. Manchmal, wenn das Mondlicht genau im richtigen Winkel einfiel, sprangen Schatten über den Kiesweg, die wie exotische Tiere aussahen.

In Atlanta hatte sie zum Vergnügen gelesen. Ihr Geschmack reichte von Steinbeck und Hemingway bis zu Grisham und Stephen King. Obwohl die Bücher dieser Autoren auch in der Stadtbibliothek standen, lieh sie sie nicht mehr aus. Stattdessen benutzte sie die Computer in den Leseräumen, auf denen die Bibliotheksbenutzer freien Zugang zum Internet hatten. Sie schlug bei den klinischen Forschungsberichten der großen Universitäten nach und ließ sich die relevanten Artikel ausdrucken. Der Ordner, den sie dafür angelegt hatte, war inzwischen fast zehn Zentimeter dick.

Auf dem Fußboden neben ihrem Stuhl lag ein Stapel Psychologiebücher. Ihre Anschaffung war teuer und riss ein erhebliches Loch in ihr Budget. Sie gab die Hoffnung nicht auf, und nachdem sie sie bestellt hatte, wartete sie gespannt darauf, dass sie eintrafen. Diesmal, dachte sie jedes Mal, würde sie etwas herausfinden, was sie weiterbringen würde.

Wenn die Bücher geliefert wurden, saß sie stundenlang darüber und studierte sie intensiv. Während die Lampe ihren stetigen Schein auf das Buch warf, las sie die Aufsätze, von denen die meisten Informationen enthielten, die sie schon kannte, aber sie ließ sich dennoch Zeit. Hin und wieder machte sie sich eine Notiz, manchmal knickte sie auch einfach die Seite um und markierte eine Stelle. So verging eine Stunde, manchmal waren es zwei, bevor sie endlich das Buch zuklappte und den Abend beschloss. Dann stand sie auf und streckte ihre steif gewordenen Glieder. Wenn sie die Bücher auf ihrem kleinen Schreibtisch im Wohnzimmer abgelegt hatte, sah sie nach Kyle und ging dann wieder nach draußen.

Ein Kiesweg führte zwischen den Bäumen hindurch zu einem zerbrochenen Zaun, der das Grundstück begrenzte. Mit Kyle ging sie diesen Weg am Tag, in der Dunkelheit ging sie ihn allein. Fremde Geräusche drangen von überall her zu ihr: Von oben kam der Schrei einer Eule, da drüben

raschelte es in den Sträuchern, neben ihr huschte etwas über einen Ast. Eine Meeresbrise bewegte die Blätter und das Rauschen klang wie das Meer; Mondlicht fiel durch die Äste. Aber der Weg führte geradeaus, sie kannte ihn gut. Hinter dem Zaun drängte sich der Wald dicht um sie. Mehr Geräusche, weniger Licht, aber sie ging trotzdem weiter. Schließlich wurde die Dunkelheit fast erdrückend. Doch dann konnte sie das Wasser hören, der Chohan war nah. Noch eine Baumgruppe, eine scharfe Biegung nach rechts und plötzlich war es, als hätte sich die Welt vor ihr entfaltet. Der Fluss, breit und behäbig, lag vor ihr. Mächtig, ewig, schwarz wie die Zeit. Dann verschränkte sie die Arme, sah zu ihm hinab und ließ die Ruhe, die er verströmte, über sich hinwegspülen. Sie blieb immer nur ein paar Minuten, selten länger, weil Kyle im Haus war.

Und sie seufzte und wandte sich vom Fluss ab; sie wusste, es war Zeit zu gehen.

## ***Kapitel 2***

***Im*** Auto, immer noch vor dem Unwetter herfahrend, dachte Denise daran, wie sie in der Praxis dem Arzt gegenübergesessen hatte, während er die Ergebnisse des Tests mit Kyle aus dem Bericht vorlas.

»Das Kind ist männlich und zum Zeitpunkt der Tests vier Jahre und vier Monate alt ... Kyle ist ein hübscher Junge ohne sichtbare körperliche Mängel am Kopf oder im Gesichtsbereich ... kein Kopftrauma, soweit bekannt ... die Schwangerschaft wurde von der Mutter als normal beschrieben ...«

So fuhr der Arzt ein paar Minuten fort, fasste die Ergebnisse der verschiedenen Tests zusammen und kam dann zu seiner Schlussfolgerung.

»Obwohl der IQ im normalen Bereich liegt, ist sowohl die rezeptive als auch die expressive Sprachentwicklung des Kindes stark beeinträchtigt ... möglicherweise liegt eine allgemeine akustische Auflösungschwäche vor, obwohl eine Ursache dafür nicht festgestellt werden kann ... die sprachlichen Fertigkeiten des Kindes entsprechen schätzungsweise denen eines Zweijährigen ... über zukünftige Sprach- und Lernfähigkeit kann zu diesem Zeitpunkt keine Prognose gemacht werden ...«

Kaum besser als bei einem Kleinkind, konnte sie nicht umhin zu denken.

Als der Arzt fertig war, legte er den Bericht zur Seite und sah Denise mitleidvoll an.

»Anders ausgedrückt«, sagte er langsam, als hätte sie nicht verstanden, was er soeben vorgelesen hatte, »Kyle hat Probleme beim Erlernen von Sprache. Aus irgendwelchen Gründen – wir kennen sie nicht – kann Kyle nicht seinem Alter gemäß sprechen, obwohl sein IQ normal ist. Außerdem versteht er Sprache nicht in dem gleichen Ausmaß wie andere Vierjährige.«

»Ich weiß.«

Die Sicherheit, mit der sie antwortete, verblüffte ihn. Denise hatte den Eindruck, dass er entweder Widerspruch, eine Entschuldigung oder eine Liste vorhersehbarer Fragen erwartet hatte. Als er merkte, dass sie weiter nichts sagen wollte, räusperte er sich.

»Hier ist eine Notiz, die besagt, dass sie ihn noch von jemand anders haben beurteilen lassen.«

Denise nickte. »Das ist richtig.«

Er blätterte in den Papieren. »Die Berichte liegen dieser Akte nicht bei.«

»Ich habe sie Ihnen nicht gegeben.«

Er zog die Augenbrauen leicht in die Höhe.

»Warum nicht?«

Sie griff nach ihrer Handtasche, nahm sie auf den Schoß und dachte nach. Schließlich sagte sie: »Kann ich offen sprechen?«

Sie warf einen Blick auf Kyle, bevor sie sich wieder dem Arzt zuwandte. »Bei Kyle sind in den vergangenen zwei Jahren immer wieder falsche Diagnosen gestellt worden – alles von Taubheit über Autismus und allgemeine Entwicklungsstörungen bis hin zu einer akustischen Auflösungschwäche. Im Laufe der Zeit stellten sich alle diese Diagnosen als nicht zutreffend heraus. Wissen Sie, wie schwer es für eine Mutter ist, sich diese Dinge über ihr Kind anzuhören, ihnen monatelang Glauben zu schenken, alles

darüber zu lesen und es schließlich zu akzeptieren, um dann gesagt zu bekommen, dass es ein Irrtum war?«

Der Arzt antwortete nicht. Denise sah ihm in die Augen und hielt seinen Blick fest, bevor sie fortfuhr:

»Ich weiß, dass Kyle Probleme mit der Sprache hat, und Sie können mir glauben, dass ich alles über akustische Auflösungschwäche gelesen habe. Um ehrlich zu sein, ich habe wahrscheinlich ebenso viel darüber gelesen wie Sie. Dennoch wollte ich seine Sprachfähigkeiten von einem unabhängigen Dritten testen lassen, um genau zu erfahren, wo er Hilfe braucht. In dieser Welt muss er auch mit anderen sprechen können, nicht nur mit mir.«

»Also ... dann habe ich Ihnen nichts Neues gesagt.«

Denise schüttelte den Kopf. »So ist es.«

»Macht er bei einem Programm mit?«

»Ich arbeite mit ihm zu Hause.«

Er schwieg einen Moment, dann sagte er: »Geht er zu einem Sprach- oder Verhaltenstherapeuten, zu Experten, die mit Kindern wie ihm gearbeitet haben?«

»Nein. Er ist über ein Jahr dreimal die Woche bei einem Therapeuten gewesen, aber das hat offenbar nicht geholfen. Er kam einfach nicht vorwärts, deswegen habe ich ihn letzten Oktober rausgenommen. Jetzt mache ich es allein.«

»Ich verstehe.« Er sagte das in einem Ton, der ausdrückte, dass er mit ihrer Entscheidung nicht einverstanden war.

Sie sah ihn aus schmalen Augen an.

»Sie müssen eins wissen - obwohl diese Einschätzung zeigt, dass Kyle auf dem Stand eines Zweijährigen ist, ist das eine Verbesserung. Bevor ich anfang, mit ihm zu arbeiten, hat er überhaupt keine Fortschritte gemacht.«

Das lag drei Stunden zurück, Denise war auf dem Highway und fuhr nach Hause; ihre Gedanken schweiften zu Brett Cosgrove, Kyles Vater. Er war ein Mann, der Blicke auf sich zog, der Typ, dem auch Denise nachsah: groß und schlank, mit dunklen Augen und schwarzen Haaren. Sie hatte ihn auf

einer Party gesehen, von Menschen umgeben, offensichtlich daran gewöhnt, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen. Damals war sie dreiundzwanzig gewesen, ledig, in ihrem zweiten Berufsjahr als Lehrerin. Sie fragte ihre Freundin Susan, wer er sei. Sie erfuhr, dass Brett für ein paar Wochen in der Stadt war und für eine Investment-Bank arbeitete, deren Namen Denise inzwischen vergessen hatte. Es war unerheblich, dass er nicht in der Stadt wohnte. Sie sah in seine Richtung, er sah zu ihr herüber und ihre Blicke trafen sich in den nächsten vierzig Minuten immer wieder, bis er zu ihr kam und sie ansprach.

Wer kann erklären, was dann geschah? Hormone? Einsamkeit? Die Stimmung des Moments? Was immer die Gründe waren, sie verließen die Party kurz nach elf, tranken noch etwas in der Hotelbar und unterhielten sich dabei mit witzigen Anekdoten, kokettierten mit dem, was dann geschehen könnte, und landeten zusammen im Bett. Sie sah ihn nur dieses einzige Mal. Er ging wieder nach New York, wo er sein Leben hatte. Wo er, so vermutete sie, auch eine Freundin hatte, die zu erwähnen er vergessen hatte. Und sie hatte ihr Leben.

Im ersten Moment schien die Episode nicht so wichtig, aber einen Monat darauf, als sie eines Dienstagmorgens auf dem Fußboden im Badezimmer hockte, die Arme um die Toilettenschüssel geschlungen, war es schon um einiges wichtiger. Sie ging zum Arzt, der bestätigte, was sie längst wusste.

Sie war schwanger.

Sie rief Brett an, erreichte seinen Anrufbeantworter und bat ihn zurückzurufen; drei Tage später rief er endlich an. Er hörte zu, dann seufzte er und es klang genervt. Er bot ihr an, für eine Abtreibung zu bezahlen. Als Katholikin, sagte sie, käme das für sie nicht in Frage. Verärgert fragte er sie, wie das habe geschehen können. »Ich glaube, du weißt die Antwort darauf schon«, hatte sie geantwortet. Er fragte, ob sie sicher sei, dass das Kind von ihm sei. Sie schloss die

Augen und versuchte ruhig zu bleiben, sich nicht provozieren zu lassen. Ja, es sei seins. Wieder bot er ihr Geld für eine Abtreibung. Wieder sagte sie nein. Was solle er ihrer Meinung nach tun, fragte er sie. Er solle gar nichts tun, sagte sie, sie sei einfach der Meinung, er solle es wissen. Er würde Einspruch erheben, wenn sie Unterhalt forderte, sagte er. Sie sagte, das erwarte sie nicht von ihm, aber sie müsse wissen, ob er in dem Leben des Kindes eine Rolle spielen wolle. Sie hörte sich seinen Atem am anderen Ende der Leitung an. Nein, sagte er schließlich. Er war mit jemandem verlobt.

Seitdem hatte sie nie wieder mit ihm gesprochen.

In Wahrheit war es leichter, Kyle gegenüber einem Arzt zu verteidigen als sich selbst gegenüber. In Wahrheit machte sie sich größere Sorgen, als sie sich anmerken ließ. Obwohl er große Fortschritte gemacht hatte, war das Sprachverhalten eines Zweijährigen nichts, worüber man jubeln konnte. Kyle würde im Oktober fünf.

Trotzdem, sie würde sich nicht geschlagen geben. Nie würde sie sich geschlagen geben, obwohl die Aufgabe, die sie mit ihm übernommen hatte, die schwerste war, die sich ihr je gestellt hatte. Nicht nur gestaltete sie seinen normalen Tagesablauf – sie machte ihm sein Essen, ging mit ihm in den Park, spielte mit ihm zu Hause, zeigte ihm die Umgebung und so weiter –, sondern sie arbeitete auch mit ihm und übte mit ihm Sprechen, vier Stunden jeden Tag, sechs Tage in der Woche. Zwar hatte er eindeutig Fortschritte gemacht, seit sie mit ihm übte, doch waren sie keineswegs gleichmäßig. An manchen Tagen sagte er alles nach, was sie ihm vorsprach, und an anderen Tagen tat er es nicht. An manchen Tagen verstand er neue Begriffe mit Leichtigkeit, an anderen schien er weiter zurück als sonst. Meistens konnte er Fragen mit »was« und »wer« beantworten; Fragen mit »wie« und »warum« verstand er überhaupt nicht. Und was die Fähigkeit zu einem Gespräch

anging, das einen vernünftigen Austausch zwischen zwei Menschen ermöglichte, so war das nichts weiter als eine wissenschaftliche Hypothese und ging weit über seine Fähigkeiten hinaus.

Den Nachmittag zuvor hatten sie am Ufer des Chowan zugebracht. Er hatte Freude daran zu beobachten, wie die Boote auf dem Weg zur Batchelor Bay durch das Wasser pflügten, und es war eine Abwechslung in seinem Tagesablauf. Normalerweise war er, wenn sie zusammen arbeiteten, auf einem Stuhl im Wohnzimmer angeschnallt. Der Stuhl half ihm, sich zu konzentrieren.

Sie hatte sich eine schöne Stelle ausgesucht. Hickorynussbäume säumten das Ufer und die Farnwedel waren gegenüber den Stechmücken in der Überzahl. Sie saßen auf einer Wiese voller Klee, nur sie beide. Kyle blickte aufs Wasser. Denise machte sich in einem Notizbuch sorgfältig Aufzeichnungen über seine Fortschritte und schrieb gerade ihre letzte Beobachtung auf. Ohne aufzusehen sagte sie:

»Siehst du ein Boot, Schatz?«

Kyle antwortete nicht. Stattdessen hob er sein Spielzeugflugzeug in die Luft und tat so, als ließe er es fliegen. Ein Auge hatte er geschlossen, das andere war auf das Spielzeug in seiner Hand gerichtet.

»Kyle, Schatz, siehst du ein Boot?«

Er machte mit dem Mund ein Motorengeräusch nach, als würden die Düsen voll aufgedreht. Er beachtete sie gar nicht.

Sie sah über das Wasser. Es waren keine Boote in Sicht. Sie berührte leicht seine Hand, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

»Kyle? Sag: ›Ich sehe kein Boot.«

»Fuseu.«

»Ich weiß, das ist ein Flugzeug. Sag: ›Ich sehe kein Boot.«

Er hob das Flugzeug etwas höher, ein Auge war immer noch darauf gerichtet. Dann sprach er wieder.

»Dünfuseu.«

Sie seufzte. »Ja, es ist ein Düsenflugzeug.«

»Fuseu.«

Sie sah sein Gesicht an, so vollkommen, so bildschön, so *normal*. Mit dem Finger drehte sie sein Gesicht zu sich her.

»Auch wenn wir draußen sind – wir müssen trotzdem üben, okay? ... Du musst das tun, was ich sage, sonst gehen wir ins Haus, zu deinem Stuhl. Das willst du doch nicht, oder?«

Kyle mochte seinen Stuhl nicht. Wenn er erst einmal angegurtet war, konnte er nicht mehr raus und kein Kind, Kyle eingeschlossen, mochte das. Doch Kyle, voller Konzentration, ließ sein Spielzeugflugzeug weiter vorwärts und rückwärts fliegen und richtete es an dem vorgestellten Horizont aus.

Denise versuchte es noch einmal.

»Sag: ›Ich sehe kein Boot.««

Nichts.

Sie zog eine Süßigkeit aus der Tasche.

Kyle sah sie und griff danach. Sie hielt sie so, dass er nicht rankam.

»Kyle? Sag: ›Ich sehe kein Boot.««

Er wisperte: »I se tei Boo.«

Denise beugte sich zu ihm hinüber und küsste ihn und gab ihm die Süßigkeit.

»Sehr gut, Schatz, sehr gut. Das hast du gut gemacht! Du machst das sehr gut!«

Kyle ließ ihr Lob über sich ergehen und aß seine Süßigkeit, dann nahm er sich wieder sein Flugzeug vor.

Denise vermerkte seine Worte in ihrem Notizbuch und fuhr mit der Übung fort. Sie sah hoch und überlegte, was er an dem Tag noch nicht gesagt hatte.

»Kyle, sag: ›Der Himmel ist blau.««

Ohne zu zögern sagte er:

»Fuseu.«

Gemeinde, die dem Stück mit weit aufgerissenen Augen folgte, und in den Zeitungen stand danach ungefähr:  
»Obwohl es natürlich interessant war, so war es doch nicht das Stück, das wir alle kennen- und lieben gelernt haben ...«

Also versuchte Hegbert es mit einem Stück aus eigener Feder. Er hatte sein Leben lang seine Predigten selbst geschrieben, von denen manche, das mußten wir zugeben, wirklich spannend waren: besonders die, in denen er davon sprach, daß sich »der Zorn Gottes über die Unzuchttreibenden ausgießen werde«, und solche aufregenden Dinge. Ich muß schon sagen, das brachte sein Blut mächtig in Wallung, wenn er von den Unzuchttreibenden sprach. Das war ein heißes Thema für ihn. Als wir noch jünger waren, haben meine Freunde und ich uns im Gebüsch versteckt und gerufen: »Hegbert ist ein Unzuchttreibender«, wenn wir ihn auf der Straße sahen, und dann haben wir wie die Blöden gekichert, als wären wir die witzigsten Wesen unter der Sonne.

Und Hegbert, der Alte, blieb dann wie angewurzelt stehen. Seine Ohren richteten sich auf – sie bewegten sich wirklich, kein Witz –, dann lief er dunkelrot an, als hätte er gerade Benzin getrunken, und seine dicken, grünen Adern am Hals und überall schwellen so stark an, daß sie aussahen wie der Amazonas auf den Landkarten in der Zeitschrift *National Geographic*. Er blickte von rechts nach links, seine Augen wurden kleine Schlitze, während sie uns zu erspähen versuchten, und dann wurde er ganz plötzlich wieder blaß und kriegte wieder das fischige Aussehen, genau vor unseren Augen. Junge, war das ein Anblick!

Wir versteckten uns also hinter einem Baum, und Hegbert (welche Eltern nennen eigentlich ihr Kind Hegbert?) wartete, daß wir uns ergeben würden, als hielte er uns für so dumm. Wir preßten die Hände auf den Mund, um nicht laut loszulachen, aber irgendwie entdeckte er uns jedesmal. Eine Weile guckte er von einer Seite zur anderen, plötzlich hielt er den Kopf still, und seine knopfartigen Augen sahen uns

direkt an, durch den Baum hindurch. »Ich kenne dich, Landon Carter«, sagte er dann, »und der Herr kennt dich auch.« Das ließ er einen Moment lang wirken, bis er sich endlich wieder in Bewegung setzte. Bei der Predigt am Sonntag darauf richtete er den Blick genau auf uns und sagte: »Gott ist barmherzig zu den Kindern, aber die Kinder müssen sich dessen auch wert erweisen.« Und wir rutschten auf unserer Bank tiefer, nicht aus Scham, sondern damit er nicht merkte, daß wir erneut losprusteten. Hegbert konnte nichts mit uns anfangen, was eigentlich ein bißchen komisch war, wo er doch auch ein Kind hatte. Das war allerdings ein Mädchen. Mehr darüber später.

Jedenfalls schrieb Hegbert in einem Jahr DER WEIHNACHTSENGEL und beschloß, es statt »Ein Weihnachtslied« aufzuführen. Das Stück ist gar nicht so schlecht, was alle in dem Jahr, als es zur Premiere kam, überraschte. Im Grunde genommen ist es die Geschichte von einem Mann, der ein paar Jahre zuvor seine Frau verloren hat. Der Mann, er heißt Tom Thornton, war früher sehr gläubig gewesen, aber sein Gottvertrauen war erschüttert worden, als seine Frau bei der Geburt ihres Kindes starb. Jetzt zieht er das Kind ganz allein auf, aber er ist kein besonders guter Vater. Zu Weihnachten möchte nun das kleine Mädchen eine bestimmte Spieldose mit einem geschnitzten Engel obendrauf haben. Ein Bild davon hat sie aus einem Katalog ausgeschnitten. Der Mann sucht überall nach dem Geschenk, kann es aber nirgendwo finden. So wird es Heiligabend, und er sucht immer noch. Während er durch die Geschäfte geht, begegnet er einer Frau, die er noch nie zuvor gesehen hat. Sie verspricht ihm, das Geschenk für seine Tochter zu finden. Doch zuerst helfen sie einem Obdachlosen (damals nannte man solche Leute faules Gesindel), dann gehen sie zu den Kindern im Waisenhaus, und schließlich besuchen sie eine einsame alte Dame, die am Heiligabend ein bißchen Gesellschaft haben möchte. Die geheimnisvolle Frau fragt Tom Thornton, was er

sich zu Weihnachten wünsche, und er sagt, er möchte seine Frau zurückhaben. Sie geht mit ihm zu einem Springbrunnen auf einem Platz und fordert ihn auf, er solle ins Wasser blicken, dort würde er sehen, was er suche. Als er ins Wasser schaut, sieht er das Gesicht seiner kleinen Tochter und fängt an zu weinen. Während er schluchzt, verschwindet die geheimnisvolle Frau; Tom Thornton sucht nach ihr, kann sie aber nirgendwo finden. Endlich schlägt er den Weg nach Hause ein und denkt über das nach, was er an dem Abend gelernt hat. Er geht in das Zimmer seiner Tochter, und beim Anblick des schlafenden Mädchens begreift er, daß sie das einzige ist, was ihm von seiner Frau geblieben ist. Wieder steigen die Tränen in ihm auf, weil er weiß, daß er ihr kein besonders guter Vater gewesen ist. Am nächsten Morgen steht, wie durch ein Wunder, die Spieldose unter dem Baum, und der geschnitzte Engel auf dem Deckel sieht genauso aus wie die Frau, der er am Abend zuvor begegnet war.

Das Stück ist also gar nicht so übel. Man muß sogar sagen, daß die Zuschauer bei der Aufführung jedesmal massenhaft Tränen vergießen. Das Stück ist jedes Jahr ausverkauft, und weil es so beliebt ist, mußte Hegbert es schließlich im Beaufort Playhouse aufführen statt in der Kirche, weil das viel mehr Plätze hat. Als ich in meinem letzten Schuljahr in der High School war, wurde das Stück jedes Jahr zweimal vor ausverkauftem Haus gespielt, was, wenn man bedenkt, daß es von Laien aufgeführt wurde, ein richtiger Erfolg war.

Hegbert wollte nämlich, daß das Stück von jungen Leuten gespielt wurde, und zwar von der Abschlußklasse, und nicht von den Schauspielern am Theater. Vermutlich dachte er, es würde den Schülern das Rückgrat stärken, bevor sie aufs College gingen und es mit all den Unzuchttreibenden zu tun bekamen. So einer war er nämlich: Er wollte einen immer vor der Versuchung bewahren. Wir sollten lernen, daß Gott über einen wacht, selbst wenn man fern von zu Hause ist,

und daß sich alles zum Guten wendet, wenn man auf Gott vertraut. Ich lernte diese Lektion zu guter Letzt auch, allerdings nicht von Hegbert.

...

## **Ende der Leseprobe**

**MIT EINEM KLICK BESTELLEN**

[Mit einem Klick bestellen](#)